



Über den Wandel und Erhalt von Normalitäten

Ein Blick auf die Identität psychiatrisch Pflegender

Von **Nicole Duveneck**

Identität ist zentrales Thema in der Psychiatrie und doch mag dieser Beitrag zur Identität von dort tätigen Pflegenden ungewöhnlich erscheinen. Dabei lässt jede Antwort auf die Identitätsfrage erkennen, was für die jeweilige Person und ihr Handeln – auch im Beruf – von Bedeutung ist.

Anhand lebensgeschichtlicher Erzählungen von sechs psychiatrisch Pflegenden wurde diese bedeutungsstiftende Tiefendimension der Identität erschlossen und ein Modell entwickelt, das die komplexe Konstruktion als enge Verknüpfung von Identität und Normalität erfasst.

Identität als Normalitäten in Bewegung

Aus der unbegrenzten Fülle aller denkbaren Kennzeichen ist es ein die Normalität wandelnder und zugleich erhaltender Prozess, durch den die psychiatrisch Pflegenden ihrem Leben als Ganzem einen Sinn verleihen. Im Erzählen der Lebensgeschichte gleichen die psychiatrisch Pflegenden ihr Leben und Handeln, Denken und Fühlen, Wünschen und Wollen ununterbrochen mit dem Durchschnitt des Normalen ab. Sie spannen – im bildlichen Sinne und ohne sich dessen bewusst zu sein – ein Koordinatensystem mit den Polen normal/anormal und pendeln zwischen diesen Polen hin und her. Dadurch modifizieren sie gesellschaftliche Normalitäten, schaffen eine gleitende Übergangszone zwischen Normalität und Anormalität, etablieren neues Normales und dehnen das Normalitätsspektrum aus. Gleichzeitig schließen sie aber auch an gesellschaftliche Normalitäten an und ziehen eine fixe Grenze zwischen dem Normalen und Anormalen.

Mittels dieses Prozesses, der durchschnittliche Normalitäten in Bewegung versetzt, erklären die erzählenden Pflegenden das eigene Gewordensein, begründen ihre Handlungen und Eigenschaften, beurteilen die eigene Person wie auch andere, sehen die Welt um sich herum und stellen sich selbst dar. Zum Ausdruck kommen Normalitäten in Bewegung u. a., wenn sich die psychiatrisch Pflegenden einerseits vom normalen Leistungsprinzip lossagen und ihm andererseits zugleich folgen. Während sie nämlich z. B. ihr »Phlegma« schätzen und ausleben, statt dem Erfolg hinterherzujagen, oder sich in Lebensphasen einfach treiben lassen und auch »überhaupt keinen Drive

hatte[n], was Vernünftiges zu machen«, präsentieren sie sich gleichfalls als leistungsstarke und -willige Personen, die etwa »viele Probleme lösen, [...] ganz viel organisieren [...] und ne Menge Druck aushalten«.

In dieser Weise loten die psychiatrisch Pflegenden neben dem Normalfeld Leistung auch die Normalfelder Geschlecht, soziale Adaptation, Macht/Gewalt, psychische Gesundheit und professionelle Pflege neu aus. Stets flexibilisieren sie das im Durchschnitt geltende Normale und damit das gesellschaftlich Akzeptable und Anerkannte, indem sie Abweichendes, Unangepasstes, Pathologisches oder Unerwünschtes in bestehende Auffassungen des Normalen einbinden. Daher kann die Flexibilisierung des Normalen auch bedeuten, so zeigen die Erzählungen der Pflegenden, mit pflegerischen Standards zu brechen und gleichzeitig das – in ihren Worten – Unprofessionelle mit ebendiesen Maßstäben zu legitimieren.

Fazit – oder: ein Aufruf zur kritischen Reflexion

Auf den ersten Blick erscheint es funktional, dass die psychiatrisch Pflegenden das Normalitätsspektrum ausdehnen, um den Ansprüchen der hilfesuchenden Menschen wie auch den Interessen der Gesellschaft gerecht zu werden. Dass sie jedoch ihrem Leben als Ganzem anhand des in ihrem Berufsfeld dominanten Normalitätsdiskurses einen Sinn verleihen, fordert zu näherem Hinsehen auf. Psychiatrische Institutionen sind zweifellos diejenigen, in denen die Unterscheidung zwischen dem Normalen und dem Anormalen zum Alltag gehört. Dabei ist das professionelle Handeln – wie der beschriebene identitätsstiftende Prozess – sowohl auf den Wandel als auch den Erhalt gesellschaftlicher Normalitäten gerichtet. Aufgrund des doppelten Mandats von Hilfe und Kontrolle sollen die in der Psychiatrie tätigen Personen einerseits im Bestreben um Inklusion und Partizipation bestehende Auffassungen des Normalen verändern. Andererseits sollen sie gesellschaftliche Ansprüche schützen und sozial anerkannte, sprich normale Verhältnisse aufrechterhalten. Insofern kann das Ergebnis der Studie auch als deutlicher Hinweis verstanden werden, sich mit der als selbstverständlich angesehenen Normalität kritisch auseinanderzusetzen. Die Normalität bedarf nämlich immer der Anormalität und ist darum, auch wenn sie flexibilisiert wird, mit abwertenden und ausschließenden Etikettierungen verbunden. Unabdingbar sind daher eine kritisch-reflexive Draufsicht und auch ein gesellschaftspolitischer Diskurs, um strategisch andersdenkende Positionen zu entwickeln.

Dr. phil. Nicole Duveneck ist Pflegewissenschaftlerin und Berufspädagogin.

Zum Weiterlesen:

- ▶ DUENECK, N. (2023). Normalitäten in Bewegung: Rekonstruktion narrativer Identität psychiatrisch Pflegender. Springer VS Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-40977-7>